

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 32

Artikel: Die Gefährtin im Raffiakleid
Autor: Morand, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jedem seine Sommerfreude



Es geht Ihnen doch auch so: Bei schönem Wetter ist man gut aufgelegt. Und wenn man dabei noch frei hat, wenn man seinen Spaziergang, seinen Ausflug, seine Ferien in der Sonnenzeit macht, dann ist das Glück doppelt und dreimal so gross. Denn dann entdeckt man, dass trotz Griesgram und Einerlei des Alltags die Welt doch so wunderschön und reich ist und sich von dem trüben Geschehen der Zeit keinen Deut beeinflussen lässt. Nun, die Natur muss den Kopf hochhalten, sonst würden wir vergessen, zum Himmel aufzusehen, wenn das Leben uns mit Schwerem aufwartet.

Der Sommer verjüngt. Seht doch einmal hin, wenn sich die Leute im Bade tummeln. Man kann gross und klein kaum mehr unterscheiden. Sie werden alle wie die Kinder. Und das gleiche geschieht, wenn sich ein paar Leutchen zum Wandern aufmachen. Auf goldiger Höhe, in frischer Bergluft lösen sich alle Zungen, die steifsten und ungemütlichsten Leute werden freundlich und froh und beginnen zu plaudern, wenn nicht gar zu singen und erst, wenn sie sich wieder eine Weile im Tal unter Ihresgleichen bewegen, verwandeln sie

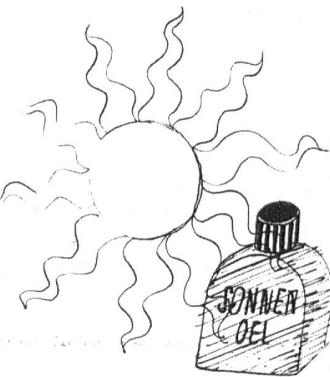
sich oft wieder ins Blümchen «Rühr-mich-nicht-an».

Braun werden ist nicht nur Modesache, ein in der Sonne gebrannter Körper, der durch Wasser, Sonnenschein und frische Luft «gegerbt» worden ist, hat Gelegenheit geboten, durch Tiefenstrahlung den Blutkreislauf und die Organe zu beleben. Wir legen uns an die Sonne und werden froh und müde und faul. Und wir dürfen es sein, weil in dieser Zeit etwas in uns schafft, und zwar die Gesundheit. Sie holt auf, und wir brauchen nichts dabei zu tun, als ihr genügend Zeit dazu zu lassen. Schon stellt sich der gesunde Schlaf, der gute Appetit, die frische Rötung, die braune Farbe ein, und wir helfen noch ein bisschen dazu, indem wir Sonnenöl und Cremen aufschmieren, und viele kurze Sonnen- und Wasserbäder nehmen. Denn die Sonne ist stark und eine langanhaltende, zu starke Bestrahlung erregt zu sehr auf einmal und kann uns schaden.

Man kann auch daheim im Garten sonnenbaden. Dabei schadet es bestimmt nicht, wenn wir uns, leicht bekleidet, mit Sonnenbrillen und Kopftuch behaftet, im Garten betätigen: Unkraut zupfen, gießen, jäten usw. Vielleicht ergibt es sich, dass wir, im leichten, bunten Sommerkleidchen einen Spaziergang über die Wiesen machen und Bauern beim Früchteauflesen antreffen. Die Arbeitskräfte, die ihnen zur Verfügung stehen, sind heute, trotz Landdienstpflicht, sehr gering, und die Bäuerin hat stets ein Uebermass an Arbeit. Sonnenkult und Bauernhilfe passen aber sehr gut zusammen. Und unsere Bäuerin sagt sicher nicht nein, wenn wir uns bereit erklären, ihr ein wenig zu helfen, «weil es ja in Einem geht», weil man sich dabei «sönneln» und doch auch helfen kann.

Freilich, manchmal haben wir es nötig, an die Sonne zu gehen und einmal ganz mit

uns allein zu sein. Wir setzen uns unter einen Baum oder auf ein Bänkchen im Schatten und lassen in der Erinnerung einmal alles vorübergehen, was uns beschäftigt und besorgt hat. Auf einmal sieht hier, im hellen Sonnenschein, die ganze Sache nicht mehr so schwer aus. Man kann auch in Ruhe überlegen und wird finden, dass es keinen Sinn hat, den Kopf hängen zu lassen. Der Falter, der an uns vorbeifliegt, die Grille, die sorglos im Grase singt, der Vogel, der sich sein Würmchen holt, der Wind, der die Wolken vorbeijagt, sie alle sagen es uns: «Auch du gehörst in diese Welt, in die Natur, zu Gottes Schönheit dieses Erdengartens.



Auch für dich ist gesorgt, auch dein ist diese Welt. Und es wird uns leichter und froh ums Herz, und das Gemüt bekommt wieder einmal Nahrung. Und langt es immer noch nicht, können wir immer noch nicht froh werden, so singen wir doch ein Liedchen vor uns hin, eines aus der schönen Jugendzeit, eines, das vielleicht die Mutter mit uns sang und schaffen wir so wieder ein bisschen Heimatluft. Nach dieser gelüstet es doch jeden Menschen, und er trachtet unbewusst, es wieder einmal so zu haben und zu halten, wie es daheim war. Geht hinaus in den Sommertag und versucht es auf diese Weise: Es geht bestimmt, und was Ihr heimbringt, ist ein frohes Herz und leichtere Gedanken. I.



Die Gefährtin im Raffiakleid

VON PAUL MORAND

Deutsch von H. und L. Schmidt-Eilrich

Man hatte von Schlangengiften gesprochen, dann von Giften überhaupt.

In unsren weissen Rohrsesseln auf Sumatra liegend, genossen wir jene schwärzliche Stunde, die das hinfliest zwischen Sonnenuntergang und der Ankunft der Stechmücken unter dem übermäßig langen Schutzhäuser, bedeckt mit den Fasern der Palmen.

«Die Vergiftung», sagte van Broek, «ist das malaiische Verbrechen par excellence, mysteriös, grausam, immer von Erfolg gekrönt. Es gibt auf diesen Sunda-Inseln wundersame Pflanzengifte, von denen die moderne Wissenschaft noch keine Ahnung hat. Sogar die Chinesen, die ja alles lange vor uns entdeckt haben, vom Schiesspulver bis zum Kommunismus, sind Kinder in dieser Materie im Vergleich zu den Malaien. Vielleicht kennen Sie die düsteren Giftbäume von Java in jenen trostlosen Tälern, dieses rötliche Wachs, mit dem die Eingeborenen waffen überstrichen sind, das den Starrkrampf hervorruft und, indem es die Atmung unterbindet, die Erstickung erreicht? Sie haben ohne Zweifel die seltsame Wirkung des Stechapfels gesehen, wenn der Vergiftete lange seine Hände betrachtet, bevor er stirbt?... Jedes Gift hat seine besonderen Symptome, hat sozusagen seine eigene Persönlichkeit. Die eine vernichtet Sie auf der Stelle, treibt Ihnen den Schaum auf die Lippen, und das Leben verlöscht; andere verwüsten Sie langsam, schweißend; sie brauchen Jahre, um zu wirken, im sechzehnten Jahrhundert gab man Ihnen den schönen Namen «Gifte auf Sicht». Lassen Sie mich erzählen, wie ich erfuh, dass sie auch heute noch im Gebrauch sind.

Einer meiner Freunde, Europäer, grosser, dänischer Riese, geschwächt durch all jene Gerechtigkeit des Okzidents, was ein Verweilen im Orient noch schwieriger gestaltet als es ohnehin ist, wenig gemacht mithin für die Gefahren dieser verlorenen Berge, lebte im Lande Atjeh wo er Guttapercha anbaute. Man könnte glauben, dass ihm das gefiel, denn er wies ein Avancement zurück, das ihm seine Gesellschaft bot. Eine Reise, die mich vor zwei Jahren in sein Gebiet führte, erklärte mir alles: er lebte mit einer Atjehfrau zusammen.

Die Geister der schmerzensreichen Welt, an die die Eingeborenen glauben, hatten sie sich während der Nacht in seinen offenen Mund gleiten lassen, um seinen Willen zu fressen? Die Frau — ich habe sie kennengelernt — hatte wunderbare ausdrucksvolle Augen. Ihre Gestalt, ihr Gang, wie sie in der Hütte einschritten, waren durchdrungen von der Majestät einer Gattin, die der ganze Bewusstsein ihrer Macht hatte. Kaum je liess sie uns allein, auch abends nicht, wenn wir uns beim

Haus- und Feldgarten

Wegleitung für die erste Hälfte August

Wir pflegen die Julisaaten.

Sie werden jetzt so weit fortgeschritten sein, dass sie erdünnt werden müssen, und zwar:
10 cm: Karotten;
20 cm: Winterrettich;
30 cm: Salat, Lattich, Endivien, Knollenfenchel, chinesischer Kohl, Herbstrüben.

Hast du im Juli noch niedere Erbsen ausgesät, so musst du sie wöchentlich einmal mit Gesarol oder Pirox durchstäuben, sonst erkranken sie am falschen Mehltau und gehen zugrunde.

Sollte im August eine Trockenheitsperiode eintreten, so müssen die Gemüse begossen werden. Ueber das Giessen merke dir folgendes:

1. Nicht zu oft, aber dafür gründlich.
2. Nur das Giessen in gelockertem Boden ist wirksam; denn je tiefer das Wasser in den Boden eindringen kann, desto andauernder ist die Wirkung.

Um diesen beiden Forderungen gerecht zu werden, giessen wir wie folgt:

a) Saaten und Reihenpflanzungen: Wir gehen rasch, aus der Kanne brausend, von Beet zu Beet, denn es darf nicht schwemmen; das Wasser muss von der Erde rasch verschluckt werden können. Dann beginnen wir wieder von vorne und wiederholen diese Prozedur so manchmal, bis der Boden gesättigt ist. Am folgenden Tage muss wieder gelockert werden; das darf man ja nicht vergessen!

b) Einzelne Pflanzen und Bohnenstauden. Wir machen eine Grube um sie herum und füllen sie so oft mit Wasser, bis es nicht mehr geschluckt wird. Nach dem letzten Versickern decken wir die Gruben wieder mit trockener Erde zu. Nur ein solches Giessen hat Wert und ist von längerer Wirkung.

Die Schädlingsbekämpfung geht weiter. Die Lauchmotte macht sich schon wieder bemerkbar. Zur Bekämpfung musst du die Pflanzung sofort mit Gesarol durchstäuben oder durchspritzen. Sollte, wenn du aus den Ferien zurückkommst, deine Lauchpflanzung arg verwüstet sein, dann hilft nur noch Operation: Du stützest die Pflanzen stark zurück und verbrennst die Abfälle; dann musst du in das Herz hinein Gesarol stäuben oder spritzen — Die weisse, sehr lästige Kohlmotte vernichtet du, indem du die Kohlpflanzen mit Gesarol durchstäubst. Der Sellerie muss auch weiterhin mit kupferhaltigen Präparaten bespritzt werden. — Gegen die Engerlinge ist noch kein Kraut gewachsen. Immerhin, wenn du leere Beete hast, so musst du sie, entgegen der Regel, dass solche Beete nur durchlockert werden, in diesem Spezialfalle umgraben und alle Engerlinge vernichten. Und ein Zweites soll sich der Pflanzer merken: Nie eine Pflanzung auf ein Stück anlegen, das im Flugjahr Rasen war; denn die Käferweibchen legen ihre Eier nur dort, wo schützender Schatten ist (Rasen, Erdbeeren, ausdauernde Blütenstauden, Winterfreilandsaaten). Dort würde ich im Flugjahr während der Nacht Tücher spannen.

Aussaaten: Kresse, Schnittsalat, Monatrettich, zur Ernte im September.

Wir verpflanzen den Lauch, den wir im Juni ausgesät haben auf 5/20 oder auf 20 cm an Beetränder. Er kann dann ab Mai/Juni des folgenden Jahres geerntet werden als willkommener Anschluss an den um diese Zeit verbrauchten überwinternten Lauch.

Bei der Bohnenernte musst du gut aufpassen, dass es keine Gewichts- und Qualitätsverluste gibt; du musst also die Länge der Hülsen im erntereifen Zustande kennen, nämlich:

- 8—10 cm: fr. Juli, mfr. Posthörnl;
- 10—12 cm: fr. Ohnegerlichen, mfr. Klosterfrauen, sp. Wachs - Rheingold, mfr. Meuch, sp. Italiener;
- 12—15 cm: mfr. Berner Butter, sp. Landfrauen;
- 20 cm: mfr. Phaenomen, mfr. Roosevelt, mfr. Wettertrotz, mfr. blauhülsige Speck

G. Roth

Plaudern verspäteten, unsere Beine von Säcken umhüllt, um Schnakenstiche zu vermeiden. Dann schlug Hand einen Tambour und bewegte ihren schönen Fetischkopf, dessen Ohren geschmückt waren mit riesigen Soebangs aus massivem Silber, die infolge ihres Gewichtes die Ohrläppchen verlängern bis fast auf die Schultern hinab. Sie musste wohl diesen Atjehcharakter haben: verschlossen, stolz, rachsüchtig, grausam und, bei Gelegenheit, auch blutdürstig. Die Grausamkeit der Atjeh ist sprichwörtlich im Archipel, wo unglaubliche Vendettas immer wieder die Clane dezimieren. Trotz Bereitschaft zur Unterwerfung, die nur Schein ist, hasst der Atjehmensch gähnend die Europäer, von denen er sagt, sie seien geboren aus der Paarung einer Frau mit einem Hund.

Umgeben von diesen Kautschukbäumen mit den Wurzeln in der Luft, wie Tintenfische, gierige Polypen, die sich auf ihre Beute senken, sahen mein Däne und ich zu unsren Füssen das Dorf der Kampher- und Guttasucher. Dort also verbrachte mein Freund seine einsamen Tage — die er so friedlich wähnte, deren Gefahr ich aber erriet. Ich tat alles, ihn zur Abreise zu bewegen. «Du wirst das», sagte ich, «später teuer bezahlen. Noch fünf Jahre ohne Europa, ohne gemässigtes Klima, ohne europäische Länder und Höhen, ohne dich wieder einzutauchen in abendländische Zivilisation — und du bist ein erledigter Mann!»

«Bedränge mich nicht!» antwortete er. «Der geräuschvolle, blutarme, verhärmte Okzident dort ist mir verhasst; er wäre mir gewiss fataler als diese Breiten hier... Nein, glaubt mir, ich halte überhaupt nicht auf diese Frau. Ich habe sie an mein Haus gefesselt, weil sie schön anzuschauen ist, und um ihr eine harte Behandlung der malaiischen oder chinesischen Schieber zu ersparen. Sie ist sanft, wehrlos und hilflos, und ich werde mich von ihr trennen, wann ich will. Aber der Augenblick dazu ist noch nicht gekommen. Im Übrigen widerstrebt es mir, sie weinen zu sehen. Und außerdem, mir scheint, ich kann diese Hütten wirklich nicht mehr entbehren, diese blazaren Taubenhäuser mit den Gebeinen der Häuptlinge drinnen, das allmorgendliche Geräusch des Stößers im Reismörser, das Glucksen des frischen Wassers in den hohen Bambusrohren — und diese so betörenden Nächte mit dem monotonen Geplapper von Koranversen. Nein, dieses Land bekommt mir wundervoll... Du glaubst es mir nicht? Ich will dir ein Geständnis machen:

Einmal, vor Monaten, bin ich abgereist, um mich nach Europa zu begeben. Entschlossen zur Heimkehr und mit der Absicht, mich in Kopenhagen zu verheiraten, hatte ich meine Gefährtin im Raffiakleid dies bekundet und, zum Zeichen, dass ich auf alle meine Rechte auf sie verzichte, ihren Eltern, der Sitte geschickt. Ich reiste also ab, ohne Familienszenen, ohne ein Heulen. Innen, als ich an Bord des Dampfers war, der mich heimführen sollte, begann sich merkwürdigerweise meine Gesundheit zu verändern. Ich hatte wohl die Gewohnheit verloren, unter

so vielen Europäern zu leben. In Ceylon bekam ich Schwindelanfälle; in Aden hatte ich Erbrechen, in Suez Fieber. Ich fühlte, dass ich Däne-mark nicht erreichen würde. Das Unsichtbare rang mich zu Boden. Die Dämonen riefen mich zurück, wider meinen Willen, in das Land Atjeh. Aerzte in Aegypten rieten mir, so rasch wie möglich in die Schweiz zu gehen. Ich hörte nicht auf sie und nahm einen Dampfer wieder in umgekehrter Richtung. Und siehe da, von Stund an, da ich in diese Pfahlhütte zurückgekehrt war, stellte sich meine Gesundheit wie durch Verzauberung wieder her. Was die Zivilisation nicht vermochte hatte für mich, dieses bescheidene eingeborene Leben brachte es zustande. Schon in Singapur übrigens hatte ich Nachrichten gehabt von meiner Gefährtin: sie hatte mir poste restante eine Haarlocke und einen Knochen gesandt, Zeichen der Treue im Atjehlande! Hausfraulich und dennoch begehrenswert, so fand ich sie wieder, um mein Haus streichend wie der Büffel um die Zuckerrohrpresse...

Diese Worte meines Freundes damals machten mir Sorge», fuhr van Brok fort. «Von meiner Reise ins Innere zurückgekommen nach Batavia, quälte es mich, diesen schönen, jungen Viking so versinken zu sehen und Fuss zu verlieren. Ich setzte mich, ohne sein Wissen, mit dem Direktor der Gesellschaft, die er vertrat, in Verbindung, und erreichte, dass der Mann, ohne vorher gefragt zu werden, nach Madagaskar geschickt wurde...» —

Hier entstand eine kleine Pause.

«Er wird», sagte schliesslich ernst ein anderer Gast, Sir Eroll Dennys, der eine medizinische Autorität in der indischen Armee ist, «—er wird nicht lange dortbleiben, Ihr Däne. Er wird entweder zurückkehren zu jener Frau — oder aber sterben... falls das nicht schon geschehen ist...»

«Wie können Sie denn das wissen?» fragte, verwundert, van Brok. «Sagen Sie, woher wissen Sie das! Gerade heute habe ich aus Tananarive die telegraphische Nachricht bekommen, dass er tatsächlich gestorben ist. — Selbstmord? Schleichendes Gift?»

«Schleichendes Gift! Hier haben Sie meine postume Diagnose», sagte abschliessend der britische Offizier. Ich habe lange genug in jenen Gebieten gelebt, um da Bescheid zu wissen. Das ist eine alte Sitte der Frauen im Atjehlande, verstehen Sie, eine Versicherung zu nehmen — nicht auf das Leben, sondern auf den Tod dessen, den sie lieben. Sobald es ihnen nur möglich ist, geben sie ihrem Gefährten ein Gift ein, wobei sie, wohlüberlegt, Sorge tragen, dessen Wirkung aufzuschieben: indem sie nämlich periodisch ein Gegengift verabreichen. Dieses Gegengift wird allgemein in jenen Kräutern genommen, die man mit dem Curry kocht. Alles geht gut, vorausgesetzt nur, dass man sich nicht entfernt... Wenn man aber, wie Ihr Freund, von der Lust zum Reisen gepackt wird, wenn man sich unfähig fühlt, die liebende Frau zu verlassen — dann, meine Freunde, wirkt allein noch das Gift. Niemand ist dann da, um einem das Contra zu geben, und man zögert nicht, in die andere Welt einzugehen. Chinchin!»